GERD PIRCHER

DER VICOMTE

In den Fängen des Erzengels

Ein historischer Thriller aus dem alten Wien

BLITZ

Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.
In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.
Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.

Dieses Buch ist ein Werk der Fiktion. Einzelne Figuren basieren namentlich und biographisch auf realen Personen des 19. Jahrhunderts. Ihre Handlungen, Gespräche und die erzählte Geschichte sind jedoch frei erfunden.

© 2026 BLITZ-Verlag
Redaktion: Danny Winter

Logo: Mark Freier
Umschlaggestaltung: Mario Heyer
Cover: Gerd Pircher unter Verwendung von Gemini, dem KI-Assistenten von Google, und eines Fotos des Victor Vicomte d'Equevilley aus dem sogenannten „Darwin-Album" 1877

Stadtplan von Wien 1872: Digitalisat der Wienbibliothek im Rathaus
(urn:nbn:at:AT-WBR-50149)
Plan des Praters 1879: Digitalisat der Wienbibliothek im Rathaus
(urn:nbn:at:AT-WBR-49230)

Vignette: Mario Heyer
Satz: Gero Reimer
Gedruckt in der EU

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck oder Reproduktion (auch auszugsweise), Vervielfältigung oder Übertragung in irgendeiner Form (Druck, Kopie, Scannen, digital oder analog) nur mit ausdrücklicher schriftlicher Genehmigung des Verlags.

ISBN 978-3-69440-024-0

Hinweis zur KI-Nutzung:
Das Cover und das Deckblatt (Seite 1) dieses Buches wurden mit Unterstützung von künstlicher Intelligenz erstellt.

Prolog

Der Vicomte Victor d'Equevilley fröstelte. Sein Blick hing an den Silhouetten der zahlreichen Kuppeln und Kirchtürme von Puebla, die sich in der Ferne immer deutlicher gegen die Morgendämmerung abzeichneten.

Vor einem Jahr, im heimatlichen Österreich, hätte der junge Oberleutnant des Ulanenregiments jeden ausgelacht, der behauptet hätte, er würde in Mexiko frieren. Ausgerechnet in Mexiko! Da wusste er allerdings in seiner Naivität noch nicht, dass Puebla 2000 Meter über dem Meeresspiegel lag … heiße Tage, kalte Nächte …

Aber wer weiß, vielleicht war die Kälte des kühlen Morgens nicht der einzige Grund, warum er zitterte. Sein Blick wanderte zu der Gruppe von Offizieren, die neben den beiden Kutschen am Wegesrand in ein Gespräch vertieft waren. Leutnant Leopold Graf Meraviglia, nicht nur sein Kamerad von den Ulanen, sondern sein bester Freund – und heute auch sein Sekundant – redete heftig gestikulierend auf sein Gegenüber ein. Hauser, so hieß der dicke Hauptmann der Jäger. Dieser hatte sich am Vortag im Kasino bereit erklärt, die Aufsicht über das Duell zu übernehmen. Ein Leutnant aus dessen Kompanie – Kowalski, Kolowski … jedenfalls ein polnisch klingender Name, d'Equevilley hatte ihn sich nicht gemerkt – hielt den flachen hölzernen Kasten mit den Duellpistolen unter seinen rechten Arm geklemmt. Den beiden hatte sich heute ein Offizier der Artillerie angeschlossen, den d'Equevilley

aber nicht kannte. Er konnte sich auch nicht erinnern, ihn gestern im Kasino gesehen zu haben, als es zum Streit und der Duellforderung gekommen war.

Einige Meter von den Offizieren entfernt vertrat sich ein kleines, schmächtiges Männchen in einem altmodischen schwarzen Anzug und einem hohen Zylinder die Beine – der mexikanische Arzt, den die beiden Jägeroffiziere in aller Herrgottsfrühe aus dem Bett geholt und in ihrer Kutsche mitgebracht hatten. Er hatte mehrfach vergeblich versucht, an der Unterhaltung teilzunehmen, und schien sich fehl am Platze zu fühlen. Die beiden einheimischen Kutscher dagegen, die sich unterdessen um die Pferde kümmerten und angeregt miteinander schwätzten, schienen die Gringos und deren Treiben nicht im Geringsten zu interessieren.

Meraviglia löste sich schließlich aus der Gruppe und schlenderte zu d'Equevilley hinüber. Dabei zückte er seine Taschenuhr und ließ ihren Deckel aufschnappen.

„Wenn der Deggendorf in der nächsten Viertelstunde nicht auftaucht, blasen wir die ganze Sache ab, Wickerl", meinte er lakonisch, als er seinen Freund erreichte.

D'Equevilley schüttelte den Kopf. „Er kommt, glaub mir. Sein Regiment wird nicht zulassen, dass ein Husar sein Gesicht verliert." Er deutete mit seinem Kinn nach der Stadt. „Da, eine Kutsche. Das wird er sein."

Meraviglia sah sich um und seufzte beim Anblick der Staubwolke, die sich auf dem schmalen Weg zeigte. „Eins noch, Wickerl, lass den Kerl am Leben. Zapf ihm etwas Blut ab, das reicht. Der gute Max hat es nicht so gern, wenn sich seine Offiziere gegenseitig umbringen."

D'Equevilley lachte trocken auf. „Mein guter Poldi, Deggendorf hat da auch noch ein Wörtchen mitzureden."

Sein Freund spuckte verächtlich aus. „Pah, da mache ich mir keine Sorgen …" Aber damit setzte er sich auch schon in Bewegung. D'Equevilley folgte ihm langsam nach.

Kurze Zeit später hielt der Wagen, den d'Equevilley als Erster hatte kommen sehen, am Rand des kleinen Wäldchens an. Der Schlag öffnete sich und zwei Offiziere in der Uniform des Husarenregiments stiegen aus. Während der Jüngere, ein schlanker, blondhaariger Leutnant, etwas zurückblieb, marschierte der schnauzbärtige Oberleutnant mit weit ausgreifenden Schritten auf die Anwesenden zu und salutierte zackig. Die Offiziere erwiderten den Gruß.

„Leutnant Deggendorf wäre bereit, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen, wenn der Herr Oberleutnant …" – der Husar deutete eine Verbeugung in Richtung d'Equevilley an – „sich bereit erklären würde, vor Zeugen Abbitte zu leisten."

Meraviglia, neben seinem Freund stehend, schnaubte nur.

„Bringen wir's hinter uns", sagte d'Equevilley kalt.

Der Husarenoffizier nickte kurz und zeigte seinem Kameraden mit einem resignierten Achselzucken die Erfolglosigkeit seines Vorstoßes an. Leutnant Deggendorf kam mit unbewegter Miene näher, würdigte dabei seinen Gegner keines Blickes.

„Meine Herren", fing Hauser an, „Leutnant Wilhelmi wird vor den Sekundanten, Oberleutnant Baron György und Leutnant Graf Meraviglia, die beiden Pistolen laden."

Wilhelmi, das musste der Artillerist sein, ging es d'Equevilley durch den Kopf. War das nicht der Mann, der sich im letzten Gefecht gegen die Cuatecomacos von General Francisco Lucas hervorgetan hatte?

„Das Los wird dann entscheiden, welcher der beiden Duellanten zuerst seine Waffe wählen darf …"

„Verschwenden wir nicht unnötig Zeit", warf d'Equevilley ein. „Ich lasse Leutnant Deggendorf den Vortritt."

Hauser blickte ihn irritiert, ja strafend an, fuhr dann jedoch fort: „Anschließend nehmen die beiden Duellanten in der Mitte der Lichtung ihre Ausgangsposition ein. Rücken an Rücken. Ich werde laut die zwanzig Schritte ansagen. Beim zwanzigsten Schritt drehen Sie sich beide um und feuern. Es wird nur einen Schusswechsel geben. Sind Ihnen die Regeln klar, meine Herren?"

„Kristallklar, Herr Kamerad." D'Equevilley grinste schwach, als Hauser ob seiner saloppen Art die Stirn runzelte. Was für ein aufgeblasener Popanz!

Deggendorf nickte lediglich. Aus den Augenwinkeln bemerkte d'Equevilley, dass sich auf der Stirn seines ansonsten so gefasst wirkenden Gegners Schweiß sammelte. Viel Genugtuung brachte ihm das nicht, denn die Innenflächen seiner eigenen Hände fühlten sich verdammt feucht an …

Mit den beiden Sekundanten begutachtete Hauser den Kampfplatz, markierte mit einem Stein den Startpunkt und legte, den Stand der Sonne berücksichtigend, die Richtung fest. Keiner der beiden sollte in den Genuss des Vorteils kommen, die Sonne im Rücken zu haben.

Der Jägerleutnant mit dem polnischen Namen klappte seinen Kasten auf. György, Meraviglia und Wilhelmi umringten ihn. Wortlos griff der Artillerist nach der ersten Pistole, maß das Schwarzpulver ab, ließ Schusspflaster und Bleikugel in die Mündung gleiten, rammte den Ladestock hinab und setzte das Zündhütchen auf das Piston. Dann legte er die geladene Waffe zurück und wiederholte das Ganze mit der zweiten. Noch immer schweigend trat er zwei Schritte zurück. Die Sekundanten nickten – alles war ordnungsgemäß.

Auf ein Zeichen seines Hauptmanns hin bot der Jägerleutnant zuerst Deggendorf die Pistolen an. Der Husar zögerte kurz, nahm dann die rechte. D'Equevilley griff gespielt beiläufig nach der anderen.

Steif, ohne einander anzusehen, schritten die beiden Kontrahenten nebeneinander zu dem ihnen angewiesenen Platz auf der Lichtung. Rücken an Rücken nahmen sie ihre Positionen ein, hielten die Pistolen mit der Mündung nach oben. Hauser und die anderen Offiziere bezogen an der Seite Aufstellung. Der Arzt gesellte sich zu ihnen, nachdem er seine Instrumententasche aus dem Wagen geholt hatte. Selbst die Kutscher unterbrachen jetzt ihre Unterhaltung und beobachteten von weitem gespannt das Geschehen.

Eine beklemmende Stille legte sich über den Platz – bis sie Hausers dröhnende Stimme durchbrach: „Meine Herren, auf mein Kommando! Spannt!"

Die Hähne klickten.

„Vorwärts! Eins … zwei … drei …"

D'Equevilleys Mund wurde trocken. Wie ein Automat setzte er Schritt um Schritt, der monotonen Stimme folgend. Es war zwar nicht sein erstes Duell, aber …

„… sechs … sieben …"

D'Equevilley fixierte mit starrem Blick die dicke, ausladende Zypresse vor sich, als hinge sein Leben an diesem einen Punkt.

„… zehn … elf …"

Seine Finger verkrampften sich um den Griff, der vom Schweiß bereits glitschig war.

„… vierzehn … fünfzehn …"

Er verdrängte jeden störenden Gedanken, konzentrierte sich nur auf den Moment, der unausweichlich näherkam.

„… siebzehn … achtzehn …"

Ein vielstimmiger Aufschrei ließ d'Equevilley zusammenfahren. Ein Schuss krachte. Ein sengender Schmerz an seinem linken Oberarm riss ihn herum. Er torkelte. Was zum Teufel …?

Benommen sah er um sich. Wie durch einen Nebel erkannte er Meraviglia und die anderen Offiziere, die nach vorne stürmten – nur um abrupt stehenzubleiben …

Sein Blick klärte sich. Deggendorf stand da, die noch rauchende Pistole in der Hand.

Deggendorf hatte geschossen!

Deggendorf hatte zu früh geschossen!

Ein tiefes, animalisches Knurren stieg in d'Equevilleys Kehle auf. Das feige Schwein! Er hob seinen Arm, richtete den Lauf seiner Pistole auf den Husaren …

Schwankend stand Deggendorf da, aschfahl im Gesicht, die weit aufgerissenen Augen auf die drohende Mündung gerichtet. Seine Finger versagten ihm den Dienst, die Pistole entglitt seiner Hand, schlug mit einem dumpfen Poltern auf dem Boden auf … und im Schritt seiner Hose breitete sich langsam ein dunkler Fleck aus …

I

Die Glocken der Mariahilfer Kirche schlugen zwölf Uhr Mitternacht, als Victor Vicomte d'Equevilley von der Liniengasse kommend in die von Gaslaternen nur spärlich beleuchtete Garbergasse einbog. Nachdem sie verklungen waren, war nur mehr das harte Klacken der Absätze seiner Stiefeletten auf dem Kopfsteinpflaster zu vernehmen.

Sein Appartement im dritten Stock lag ebenso im Dunkeln wie all die anderen Wohnungen der Zinshäuser dieser schmalen, um diese Zeit menschenleeren Straße. Leon, sein Diener, war wohl schon zu Bett gegangen, nachdem er ihm nicht sagen hatte können, wie lange er auf der Abendgesellschaft der Gräfin Polička verweilen würde. D'Equevilley gähnte. Es war die erwartet langweilige Angelegenheit gewesen.

Zum Auftakt ein drittklassiger Poet, der noch nie veröffentlicht worden war und hier die Gelegenheit erhalten hatte, seine schwülstigen Ergüsse zum Besten zu geben. Der Höhepunkt des Abends der Auftritt einer abgehalfterten Kammersängerin mit ihren Schubertdarbietungen.

Diese sonnte sich im Herbst ihres Daseins im pflichtbewussten Applaus eines nur scheinbar begeisterten Publikums … schon faszinierend, wie Menschen sich selber zu täuschen vermochten. Und Speis und Trank waren auch nicht gerade erlesen zu nennen gewesen, dazu war die Gräfin wie immer zu geizig …

Aber d'Equevilley hatte es für notwendig erachtet, sich auf der Soirée sehen zu lassen. Sein Ruf in den besseren Kreisen hatte in den letzten Jahren ohnehin gelitten, nachdem ruchbar geworden war, dass er gemeinsam mit seinem ehemaligen Kameraden Leopold Graf Meraviglia zwei illegale Spielhöllen in Wien und Budapest betrieb. Andererseits – d'Equevilley lächelte in sich hinein – konnte er nicht leugnen, dass dieser fragwürdige Ruf auch seine Vorteile hatte. Denn es schienen selbst Frauen aus den oberen Zehntausend einen heimlichen Kitzel daraus zu ziehen, sich mit einem anrüchigen Spieler und Lebemann wie ihm einzulassen. Und das galt für Frauen aller Altersklassen. Man hatte allerdings höllisch aufzupassen, dass die Herren Ehemänner, Väter oder Brüder nicht Wind von der Affäre bekamen …

D'Equevilleys Gedankengang kam zu einem abrupten Halt, als er spürte, wie sich seine Nackenhaare aufstellten. In den Kämpfen in Mexiko hatte er einen sechsten Sinn für Gefahr entwickelt. Auch jetzt, so viele Jahre nach dem Untergang des mexikanischen Kaiserreichs, hatte er diesen noch nicht ganz verloren. Etwas stimmte hier nicht … nur kurz verlangsamte der Vicomte seinen Schritt, dann ging er energisch weiter, fasste aber seinen Spazierstock mit einem festen Griff.

Am Ende der Straße machte der Vicomte die dunkle Masse einer wartenden Droschke aus, einer Droschke mit abgeschirmten Lichtern, vernahm das verhaltene Schnauben der Kutschpferde …

Da! Linker Hand löste sich ein schwarzer Schatten aus einem Hauseingang. Ein Gegenstand blitzte auf. Eine Messerklinge? Und rechter Hand kam ein weiterer Mann die Treppe hoch, die ins Souterrain führte, wo sich die Waschküche des Hauses befand. Wollte man ihm den Weg abschneiden?

Er fühlte es mehr, als dass er es hörte, wie sich ein dritter Angreifer von hinten näherte – und ihm die einzige Fluchtmöglichkeit verwehrte!

Mit einer überraschenden Vierteldrehung bekam d'Equevilley den Verfolger in sein Blickfeld. Groß. Bullig. Entstellende Pockennarben. Totschläger in der Hand. Zum Schlag erhoben.

D'Equevilley rammte ihm sein Stockende in den Bauch.

Mit einem gurgelnden, jäh abbrechenden Klagelaut klappte der Mann zusammen, stürzte zu Boden, rang nach Luft …

Bevor seine Kumpane heran waren, brachte sich d'Equevilley mit drei, vier raschen Schritten an die nächste Hausmauer. Konnte sich so den Rücken freihalten. Dabei riss er seinen Stockdegen aus der Scheide. Die Klinge pfiff gefährlich durch die Luft, zeichnete eine weite Acht vor den Männern.

„Per bacco!" Erschrocken sprangen die beiden Männer zurück. „Merda!"

Zwei Italiener!

Und zwei erfahrene Straßenschläger, wie d'Equevilley sogleich feststellte. Die Italiener zogen sich weit auseinander, ihn jetzt von links und rechts bedrohend, sodass er sie kaum gleichzeitig im Blick halten konnte. Zumindest verfügte er mit dem Stockdegen in der rechten und der Scheide in der linken Hand über eine größere Reichweite gegenüber dem Messer des einen und dem Totschläger des anderen.

Wer waren die Kerle? Was wollten sie von ihm?

Der Messerstecher zu seiner Rechten ging tief in die Knie, nahm eine breitbeinige Haltung ein. Schirmte die Messerhand mit dem anderen Arm ab, um den er eine Jacke gewickelt hatte. Bereit, bei der erstbesten Gelegenheit zuzustoßen.

Und schon täuschte sein Kumpan einen Angriff vor. D'Equevilley fing den Totschläger mit seiner Stockscheide ab, sein gleichzeitiger Hieb nach rechts ging ins Leere, zwang den Messerstecher aber einen Schritt zurück.

Aber irgendwann, das konnte sich der Vicomte ausrechnen, würde er zu spät reagieren, würde einer der beiden seine Deckung durchbrechen.

Hinter den beiden kämpfte sich der dritte Attentäter schwankend auf die Beine, knickte aber wieder ein und erbrach sich auf das Pflaster. Er hatte ihn wohl ziemlich hart erwischt. Im Moment stellte er keine Gefahr dar – aber das konnte sich jederzeit ändern. D'Equevilley war sich im Klaren, dass er schnell einen weiteren Gegner ausschalten musste, wenn er noch heil aus dieser Mausefalle herauskommen wollte. Nur wie?

Er ließ seine Degenspitze vor dem Messerstecher kreisen, suchte eine Lücke – da kam schon der nächste Angriff von links. Er parierte den Totschläger wieder mit seiner Scheide.

Der Messerstecher sprang vor, fegte den Degen d'Equevilleys mit dem geschützten linken Arm zur Seite und stieß von unten mit dem Messer zu. Der Vicomte wich aus, doch die Messerklinge ritzte seine Seite. Im selben Moment krachte sein Schlag mit dem Degengriff gegen den Schädel des Angreifers. Der Mann taumelte zurück.

Jetzt aber war seine linke Seite offen. Er riss die Scheide hoch – zu spät! Der Totschläger traf seinen Ellbogen, betäubte den Arm. Die Scheide fiel zu Boden. Wild schlug er mit dem Degen um sich, verschaffte sich dadurch wieder etwas Raum.

Keuchend lehnte d'Equevilley an der Wand. Schweiß brannte in seinen Augen. Sein linker Arm hing nutzlos herunter. Die Wunde an der Seite stach bei jeder Bewegung.

Den nächsten Angriff würde er nicht überstehen. Das wusste er, das wussten die Italiener.

Die beiden nickten sich mit einem hämischen Grinsen zu. D'Equevilley nahm eine Abwehrhaltung ein, als sie sich zum alles entscheidenden Angriff bereit machten.

„Ja, drauf auf'n Hund!", keuchte der dritte Mann, der sich immer noch abmühte, auf die Beine zu kommen. „Haut's eam fia mi z'samm!"

Ein scharfes Knacksen! Der Kopf des einen Italieners ruckte zur Seite, als hätte ihn eine unsichtbare Faust getroffen. Mit einem schrillen Kreischen griff er sich an

den Kopf, torkelte in die Straßenmitte … strauchelte … sank wimmernd auf die Knie. Blut rann ihm über Gesicht und Hände.

Sein Landsmann starrte ihm entsetzt hinterher – und d'Equevilley stieß mit seinem Degen zu! Die Degenspitze fuhr tief in dessen Schulter. Der Mann schrie gellend auf, ließ das Messer fallen und stolperte zurück. „Diavolo!"

Mit schmerzverzerrtem Gesicht zog er seinen blutenden Komplizen hoch und zerrte ihn, selbst durch seine Verletzung behindert, unbeholfen mit sich fort.

„Wart's auf mi, losst's mi ned z'ruck, elendig's G'sindel!", fluchte der Pockennarbige, den beiden hinterher wankend.

D'Equevilley atmete tief durch. Eigentlich hatte er sich schon niedergestochen auf dem Straßenpflaster liegen gesehen … was war geschehen?

„HÜH!" Das laute Kommando, das Knallen einer Peitsche, das Wiehern zweier Pferde schreckten ihn auf. Die Droschke am Ende der Straße rumpelte los. Der Kutscher, in Mantel und Halstuch eingemummt, stand vom Bock auf, schwang erneut weit ausgreifend die Peitsche, ließ sie über die Rücken der Pferde schnalzen. „HÜÜÜAH!" Die Pferde gingen in den Galopp über.

Geistesgegenwärtig drückte sich der Vicomte an die Hausmauer, als die Droschke an ihm vorbeidonnerte. Er versuchte, einen Blick ins Innere zu werfen. Doch es war zu dunkel, die Kutsche zu schnell vorüber. Saß dort überhaupt jemand? Oder war die Kutsche etwa leer gewesen?

Über ihm flog ein Fensterladen auf: „Wos is' do unten los? G'scheite Leit' san um de Zeit scho im Bett! Gebt's endlich a Ruah, Himmiherrgottsackermentnochamol!"

D'Equevilley hielt sich im Dunkeln, bis der schimpfende Bewohner den Laden schloss.

Die Kutsche war verschwunden. Seine Angreifer ebenfalls.

Der Vicomte stieß sich von der Mauer ab. Langsam kehrte das Gefühl in seinen tauben Arm zurück. Ächzend bückte er sich, um die Stockscheide vom Boden aufzuheben und den Degen wieder einzustecken. Mit einem leisen Stöhnen fasste er sich an die schmerzende Seite, wandte sich dem Eingang des Zinshauses zu. Es wurde Zeit, die Verletzung zu versorgen! Nach ein paar Schritten hielt er jäh inne. Seine vom Blut klebrigen Finger fassten wieder nach dem Griff des Stockdegens, zogen ihn ein Stück weit heraus.

Eine weitere Gestalt war auf der Treppe zum Souterrain aufgetaucht, kam hinter dem schmiedeeisernen Geländer hervor.

D'Equevilley blinzelte überrascht. „Franzl?" Er ließ den Griff seines Degens los. „Franzl, du?", wiederholte er ungläubig.

Der schmächtige, vielleicht dreizehn Jahre alte Junge, der jetzt mit einem breiten Grinsen ins Licht einer Straßenlaterne trat, salutierte: „Herr Major!"

D'Equevilleys Blick fiel auf die Steinschleuder, die der kleine Bursche in seiner anderen Hand hielt. Ein Licht ging ihm auf. „Du warst das also vorhin, Franzl? Du hast dem Italiener eine aufg'legt?"

„Jawohl, Herr Major“, antwortete das Bürschchen stolz. „Die drei hab’n Eana die halbe Nacht aufg’lauert. I war unten in der …“

„Erzähl mir das alles oben, Franzl“, unterbrach ihn der Vicomte, den Jungen an der Schulter packend. „Hier auf der Straße ist nicht der richtige Platz dafür. Komm mit rauf.“

*

„Ist was passiert, Herr Major?“ Schlaftrunken stand Leon Kuka, d’Equevilleys Diener, in der Tür zu seiner Kammer, angetan mit einem knielangen Nachthemd, unter dem stark behaarte Beine hervorschauten.

„Nur, dass man mich vor dem Haus überfallen hat …“, meinte d’Equevilley trocken, sein Taschentuch auf die blutende Stelle pressend. „Wenn der Franzl hier nicht gewesen wäre …“ Ohne den Satz zu beenden, strich er dem Jungen über den struppigen Haarschopf, der ob des Lobes leicht errötete.

Kuka klappte die Kinnlade herunter. „Überfallen? Vor dem Haus? Von wem?“

„Das frage ich mich schon die ganze Zeit. Nach einem gewöhnlichen Raubüberfall sah’s jedenfalls nicht aus.“

„Herr Major, Sie bluten ja“, rief Kuka unvermittelt aus, auf das blutgetränkte Taschentuch an der Seite des Vicomte zeigend.

„Ach, tatsächlich? Ist mir noch gar nicht aufgefallen“, merkte sein Dienstherr bissig an.

Kuka sah ihn verdutzt an: „Herr Major?“

D’Equevilley seufzte. „Ich hätte nichts dagegen, wenn du dich mal um die Wunde kümmern könntest, Leon. Irgendwo hier in der Wohnung muss es ja so etwas wie Verbandszeug geben, denke ich.“

Kuka fasste sich. „Natürlich, Herr Major. Ich hol’s sofort, Herr Major.“

II

Wenig später saß d’Equevilley mit entblößtem Oberkörper im Salon seiner Wohnung. Scharf zog er den Atem ein, fluchte unterdrückt mit zusammengebissenen Zähnen in mehreren Sprachen, als Kuka die Wunde mit einem in Branntwein getauchten Tuch sorgsam auswusch.

„Stellen Sie sich nicht so an, Herr Major, ist nur’n oberflächlicher Kratzer, der Schnitt geht nicht tief“, kommentierte Kuka. „Da haben Sie schon viel Schlimmeres wegstecken müssen …“ Er drückte ein großes Stück sauberer Baumwollwatte auf die Wunde. „Halten Sie mal.“ Er rollte eine Mullbinde auf, während d’Equevilley die Watte fest auf die Wunde presste. „Stehen Sie auf, damit ich den Verband anlegen kann.“

„Und was stehst du die ganze Zeit ’rum, Franzl?“ D’Equevilley wandte sich dem Jungen zu, der den ganzen Vorgang aufmerksam verfolgt hatte. „Setz dich endlich.“

Verlegen blickte Franzl zu Boden, wischte mit seinen Händen an der fleckigen Hose herum, trat von einem Fuß

auf den anderen. „Herr Major“, brach es schließlich aus ihm heraus, „do werd’n Eana Ihre Möb’l dreckig …“

„Mensch, Junge, auf’s Sofa mit dir!“ D’Equevilley grinste. „Der Leon macht das schon wieder sauber.“

Der „Leon“ grunzte erbost, zurrte den Verband grob fest.

„Au! Verdammt, nicht so fest, Leon!“

„Der Herr Major sind heute aber wehleidig.“

„Hol mir den Morgenmantel aus dem Schlafzimmer, du Kurpfuscher!“

„Zu Befehl, Herr Major.“ Kuka salutierte spöttisch und ging.

D’Equevilley musterte Franzl, der sich wie befohlen auf dem Sofa niedergelassen hatte, betrachtete kritisch die schwarzen Sohlen von dessen bloßen Füßen. „Aber ein Bad hättest du wirklich nötig, mein Junge.“ Franzl versuchte seine Füße unterzuschlagen.

„Lass mal …“, winkte d’Equevilley ab. Er lächelte dem Jungen zu. „Da habe ich jetzt tatsächlich zwei Lebensretter um mich.“

Franzl errötete, sah ihn aber fragend an. Der Vicomte stutzte. „Der Leon hat dir doch sehr viele Geschichten aus Mexiko erzählt, nicht wahr? Hat er dir nie davon berichtet, wie er mir in einem Gefecht das Leben gerettet hat?“

Franzl schüttelte den Kopf. „I woaß nur von eam, dass’s eam bei sich aufg’numma ham, wia ea nach seina Heimkehr auf da Straß’n betteln hat miassn …“

„Sieht so aus, als müsste ich dir mal die Geschichte erzählen …“

„Was für eine Geschichte?“, fragte Kuka, der mit dem Morgenmantel des Vicomte über dem Arm wieder ins Zimmer kam.

„Nichts von Bedeutung.“ D’Equevilley stand auf und schlüpfte in das wattierte, bequeme Kleidungsstück. „Jetzt ist erst mal der Franzl mit Erzählen dran.“ Er setzte sich wieder in das Fauteuil. „Schenk uns beiden einen Cognac ein, Leon. Und gib dem Jungen auch ein Glas. Aber nur einen Fingerbreit.“

Kuka ging zur Anrichte, um Karaffe und Gläser zu holen.

„Franzl, fang an. Aber von vorne – was hattest du zu dieser nachtschlafenden Zeit in der Waschküche verloren?“

Der Junge druckste herum. „Da Alte is wieder auf a Sauftour in seine Beisln g’wesn. Die Mutter hat g’sagt, i sollt’ ma besser ned blicken lassen, wenna ham kummt …“

D’Equevilley und Kuka warfen sich einen verstehenden Blick zu. In dem guten Jahr, in dem sie hier in der Garbergasse logierten, war ihnen natürlich nicht entgangen, dass der alte Gruber regelmäßig zu tief in die Flasche schaute. Und im Vollrausch seine Familie prügelte, Frau, Tochter, vor allem aber den kleinen Franzl. So lebte er seine Verbitterung aus. Anselm Gruber hatte als Feldwebel in der österreichischen Armee gedient, bis ihm bei Königgrätz eine preußische Kanonenkugel ein Bein weggerissen hatte. Jetzt fristete er mit der kleinen Invalidenrente, die ihm Kaiser und Vaterland zugestanden hatten und die er mehr schlecht als recht als Flickschuster aufstockte, sein Dasein.

„Das nächste Mal komm hoch, mein Junge. Auf dem Sofa ist immer Platz für dich.“ Franzls Augen leuchteten auf. „Was passierte dann?“, bohrte d’Equevilley weiter.

„Auf amoi san’s oben auf da Gass’n g’standen, glei neben da Stieg’n, de drei Männer. Mi ham’s ned g’sehn, i bin unt’n im Finstern g’hockt. Z’erst hab i ned aufpasst, i hob eh nur jed’s zwoate Wort kapiert. Zwoa von dene san a no Auslända g’wesn. Italiener. Aba dann ham’s auf amoi von an Vikomt g’redt. Und Sie san do ja da oanzige Vikomt in dera Gegend da, Herr Major.“ Franzl hielt inne. „Glaub i halt. I kenn kan andern.“

D’Equevilley lächelte wieder leicht.

„I hab g’merkt, dass de wos Böses mit Eana vorham. Und dann is a Kutsch’n in d’ Gass’n eini g’fahrn und is oben stehnblie’m.“

„Die Kutsche gehörte also tatsächlich zu den drei Kerlen?“ Nachdenklich strich sich d’Equevilley mit dem Zeigefinger über sein Oberlippenbärtchen.

„Jo, sie san zur Kutsch’n ganga und ham mit’n Kutscha g’redt.“

„Mit dem Kutscher, bist du sicher? Nicht mit jemandem in der Kutsche?“

„Na, Herr Major. I hab mi die Stieg’n auffi g’schlich’n und hab’s ganz genau durchs G’länder g’sehn. Nur mit’n Kutscha. Leise ham’s g’redt. Da Kutscha hat si weit owebeug’n miassn.“

„Hast du gesehen, ob überhaupt jemand in der Kutsche saß?“

Franzl schüttelte den Kopf. „Woas i ned. Es war z’ finster und z’weit weg. Und dann is ana von de Italiener wieder

z'ruck zur Stieg'n kumma, und i hab wieda owe miassn. Der hat si dann do versteckt."

„Bis ich in die Gasse gekommen bin", ergänzte der Vicomte.

„Des war erst vü später, Herr Major. Und i hab einfach ned g'wusst, wia i Eana warnen sollt." Franzl ließ seinen Kopf hängen.

„Du hast schon alles richtig gemacht, Franzl. Ohne dich würd' ich jetzt nicht hier sitzen …" D'Equevilley lehnte sich zurück, nahm einen langen Schluck vom Cognac und sah zu Kuka hinüber, der schweigend zugehört hatte. „Aber ich hab immer noch keinen blassen Schimmer, worum es bei der ganzen Sache geht."

Kuka räusperte sich. „Na, wundern tut's mich eigentlich nicht, Herr Major. Es wundert mich mehr, dass nicht schon früher was passiert ist."

D'Equevilley blickte ihn scharf an. „Wie meinst du das?"

„Na ja. Der Herr Major wissen ja selbst, seine ganzen Liebschaften … Da gibt es schon den einen oder anderen betrogenen Ehemann, der zu Recht was gegen den Herrn Major hat." Kuka zuckte mit den Achseln. „Und Sie zum Duell zu fordern, das wagt eben nicht jeder … Sie haben da so einen Ruf … also, warum nicht ein paar Schläger anheuern, um Ihnen eine Abreibung zu verpassen?"

D'Equevilley rieb sich am Kinn. „Ich weiß nicht … das letzte Mal, dass ich einem Ehemann Hörner aufgesetzt habe, liegt doch schon etwas länger zurück …" Er beugte sich zum Tischchen vor, entnahm einem Etui einen Ziga-

rillo, bevor er ersteres seinem Diener zuschob. „In den vergangenen Monaten hatte ich vor allem Beziehungen mit der einen oder anderen Tänzerin vom Carltheater.“ Er steckte seinen Zigarillo an dem von Kuka an und nahm einen tiefen Zug. „Und natürlich ist da immer die Fanny“, fügte er hinzu.

Kuka stieß genießerisch den Rauch aus. „Vielleicht ein eifersüchtiger Nebenbuhler um die Gunst der schönen Fanny?“

D’Equevilley lachte laut auf. „Der hätte aber viel Arbeit, bei all den Männern – und Frauen, nebenbei gesagt –, mit denen die Fanny so ins Bett hüpft!“

*

Gedankenverloren zogen die beiden Männer an ihren Zigarillos, die Beine weit von sich gestreckt, während Franzl den kleinen Schluck Cognac schlürfte, den ihm Kuka eingeschenkt hatte, und zwischen seinen beiden Heroen hin und her blickte. Kuka war ihm eine Art väterlicher Freund geworden, dessen militärischen Habitus, den dieser in der Öffentlichkeit zeigte, er gern nachahmte. So hatte er sich angewöhnt, wie Kuka den Vicomte mit „Herr Major“ anzusprechen. Und diesen verehrte er. Der Vicomte betraute ihn regelmäßig mit Botengängen und setzte ihn auch bei seiner Spielhölle in der Kärntner Straße zum Schmierestehen ein. Und ließ sich dabei nie lumpen.

„Hm“, hob d’Equevilley das Schweigen auf, „vielleicht eine ruinierte Existenz, die es mir heimzahlen wollte?

Haben wir zuletzt nicht ein paar Grünschnäbel in unserem Etablissement ziemlich gerupft?“

Kuka betrachtete das glühende Ende seines Zigarillos. „Das wäre durchaus eine Möglichkeit, Herr Major. Sollte sich doch herausfinden lassen, ob …“ Jählings brach er ab, schlug mit der Faust auf das Tischchen. „Nein, ich hab’s! Der Kroate! Der Kroate steckt hinter dem Anschlag, ganz sicher! Das ist seine Handschrift!“

„Der Kroate?“ D’Equevilley überlegte.

„Aber ja doch, Herr Major. Der Kroate hat in der Inneren Stadt die Kontrolle über Schutzgelderpressung, Dirnen und Glücksspiel. Und seit wir in der Kärntner Straße residieren, wildern wir in seinem Revier. Das muss ihm doch ein Dorn im Auge sein.“

D’Equevilley nickte langsam. „Ich glaube, du hast recht, Leon.“

„Und wie ich recht habe!“ Kuka, den Zigarillo zwischen den Zähnen, boxte aufgeregt mit der Faust in die andere Handfläche. „Der Kroate hat seine Schläger auf Sie losgelassen, um Ihnen einen Denkzettel zu verpassen!“

„Dann sollten wir das nicht unbeantwortet lassen, Leon.“ D’Equevilley erhob sich, zuckte aber zusammen, als sich die Wunde an der Seite schmerzhaft in Erinnerung rief. „Ich hab ihm da was heimzuzahlen“, stieß er zwischen zusammengekniffenen Lippen hervor.

Kuka lachte. „Schade, dass der Herr Hauptmann Meraviglia nicht hier ist. Der hätte seinen Spaß an der ganzen Angelegenheit!“

D'Equevilleys Miene verdüsterte sich.

„Hauptmann Mera…?", wagte Franzl zu fragen.

„Kennst du nicht, Franzl. Leopold Graf Meraviglia. Ein Kamerad und Geschäftspartner des Herrn Major, der mit uns in Mexiko gefochten hat. Ein Draufgänger vor dem Herrn, ein Kämpfer vom alten Schrot und Korn", klärte ihn Kuka auf. „Aber der Herr Hauptmann ging nach Spanien, um sich dort den Karlisten anzuschließen."

D'Equevilley trat zum Fenster, starrte in die Dunkelheit. „Ein Romantiker, ein Schwärmer, ein Fantast", sagte er hart. Er drehte sich um. „Sollte dir mal einer was von der guten und edlen Sache vorschwatzen, Franzl, von Ehre und Ruhm und Heldentod, dann mach einen großen Bogen um ihn. Hast du verstanden? Das erspart dir ein Mexiko."

„Aba Sie san jo selba in Mexiko g'wesn, Herr Major", merkte Franzl auf.

„Eben." Als er den verständnislosen Blick des Jungen sah, ergänzte er seine knappe Antwort: „Kämpfe nur für dich und deine Träume, nicht für andere und deren Träume. Danken tut's dir niemand; nur eins ist sicher, du bist immer ein Verlierer. Ich hab die Erfahrung am eigenen Leib gemacht, der Leon auch …" Er zuckte mit den Achseln. „Manche aber, die lernen's nie … oder wollen's nicht lernen." Er straffte sich. „Egal. Meraviglia ist nicht hier, also muss es ohne ihn gehen."

„Aber alleine statten wir dem Kroaten keinen Besuch ab, Herr Major. Ich trommle morgen ein paar von den Jungs zusammen." Er hob die Hand, als der Vicomte widerspre-

chen wollte. „Keine Sorge, der Herr Major braucht nur zu pfeifen und die Mexikaner kommen. Seit wir wieder in der Heimat sind, hatten Sie immer ein offenes Ohr für uns und da geholfen, wo Sie's konnten. Wir vergessen Ihnen das nicht."

D'Equevilley zögerte.

„Außerdem brauchen Sie Leibwächter. Zumindest abends und des Nachts sollten Sie unsere Wohnung nur mehr in Begleitung von ein oder zwei Mann verlassen, Herr Major. Wenigstens solange wir nicht genau wissen, was hier eigentlich gespielt wird."

„Ich bin kein kleines Kind mehr, Leon", knurrte der Vicomte. „Ich kann auf mich selbst aufpassen. Mein Stockdegen hat mir heute gute Dienste geleistet und in Zukunft werde ich auch einen Taschenrevolver bei mir tragen."

„Sie sind verwundet, Herr Major. Und auch, wenn es nichts Dramatisches ist, so sollten Sie sich keinesfalls alleine auf einen Kampf einlassen. Und dem Kroaten, dem müssen wir schon mit einer größeren Streitmacht auf die Pelle rücken, da reichen wir beide nicht aus."

Missmutig gab d'Equevilley nach. „Na schön, Leon, sollst deinen Willen haben … der Kroate, der hat sein Hauptquartier in Ottakring draußen, nicht wahr?"

„Ja, untertags, im ‚Roten Löwen', eine seiner Lokalitäten. Ich glaub, da hat er angefangen. Deshalb hängt er an dem alten Schuppen. Er sitzt da wie die Spinne im Netz, lenkt seine Geschäfte von dort aus. Abends hält er sich allerdings meist in seinem größten Etablissement im Prater auf. Und er

hat stets einen Trupp seiner Bande bei sich. Raue Gesellen, Gesindel der übelsten Sorte."

„Der Prater ist schlecht, da ist zu viel los. Im ‚Roten Löwen', da könnten wir ihn überrumpeln." D'Equevilley kehrte vom Fenster zurück, stützte sich mit den Händen auf dem Beistelltischchen auf. „Bevor wir dort aufkreuzen, brauchen wir aber eine bessere Ortskenntnis." Er zählte auf: „Wie sieht's im Inneren des Gasthofs aus, wo liegt das Büro des Kroaten, wann ist er auch wirklich dort anzutreffen, mit wie vielen Männern seines Haufens müssen wir mindestens rechnen, wann ist die ruhigste Zeit in der Gegend, um zuzuschlagen …"

„Dafür brauchen wir aber ein paar Tage, Herr Major."

„Geht nicht anders, Leon. Ein Angriff ohne vorherige Erkundung birgt ein zu großes Risiko. Was glaubst du, welche von unseren Mexikanern dieser Aufgabe am besten gewachsen sind? Sie dürfen auf keinen Fall auffallen."

Franzl zupfte den Vicomte am Morgenmantel.

„Was ist denn, Franzl?"

„I … i könnt' des übernehmen, Herr Major. I …", stotterte der Junge.

„Vergiss es, Franzl! Das ist kein Spiel", fuhr ihn der Vicomte an.

„Aba … aba, Herr Major, i kann wirklich helf'n …" Franzls Stimme wurde drängend. „I stell mi mit mein' Schuhputzkastl in da Nähe von dera Kneip'n auf. Do kann i den ganzen Tag über bleib'n, ganz unauffällig, ohne dass irgendwer wos merkt, Herr Major."

D'Equevilley sah von dem Jungen zu Kuka. Der lachte. „Wo er recht hat, hat er recht, Herr Major. Ein Junge, der den lieben langen Tag den Herren die Schuhe putzt – da schöpft doch nie im Leben einer Verdacht. Und kann dabei den Laden in aller Seelenruhe ausbaldowern …"

„Und zu Mittag, da ess i dann immer in der Wirtsstub'n a Krautsupp'n um zwoa Kreuzer. Do kriag i dann a ois mit." Franzl strahlte übers ganze Gesicht. „Gengan's, Herr Major. I will helf'n. I kann helf'n."

D'Equevilley brütete einige Zeit vor sich hin. Dann gab er sich einen Ruck. „In Ordnung, versuchen wir's so. Aber du schaust dich wirklich nur um, Franzl, du unternimmst nichts, was dich verdächtig machen, nichts, was dich in Gefahr bringen könnte. Im Klartext: Du gehst nirgends hin, wo du nichts zu suchen hast, du redest nichts, du fragst nichts. Hast du mich verstanden?"

Franzl salutierte. „Zu Befehl, Herr Major!"

III

Ab dem folgenden Tag herrschte in der Wohnung im dritten Stock der Garbergasse Nr. 7 eine deutlich erhöhte Betriebsamkeit. Ein Kommen und Gehen, wie es die anderen Bewohner des Zinshauses nicht gewohnt waren. Der Vicomte galt ja als sehr ruhiger und unauffälliger Nachbar. Auffällig war bis dahin nur der recht häufige Damenbesuch gewesen – und nicht immer von derselben Dame, wie die

alte Krambichlerin vom zweiten Stock einmal grimmig feststellte …

Der Vicomte selbst hatte sich von seinem Diener überreden lassen, seiner Wunde die nötige Ruhe für ihre Heilung zu gönnen. Seit besagter Nacht hatte er seine Wohnung nicht mehr verlassen.

Leon Kuka dagegen war so geschäftig wie selten zuvor. Er war schon am Morgen danach in ganz Wien unterwegs gewesen, um ehemalige Kameraden des Mexikanischen Abenteuers für den Vicomte anzuheuern. Und wie er vorausgesagt hatte, gab es keinen Mangel an Freiwilligen, aus denen er für seinen Major eine regelrechte Leibwache zusammenstellte. Vielen im Haus erschienen allerdings einige dieser Besucher, die auf einmal im Gebäude und auf der Gasse herumlungerten, nicht gerade als vertrauenerweckende Gestalten.

Am zweiten Tag nach dem nächtlichen Überfall vertrieben sich drei dieser Männer im Salon des Vicomtes die Zeit mit einem Kartenspiel. Dabei schwelgten sie in Erinnerungen an vergangene Tage jenseits des Ozeans und die dort angeblich vollbrachten Heldentaten. Für Franz Schreibemann, Jaroslav Novák und Julius Broliczny, die alle in Jägerkompanien des „Österreichischen Freiwilligenkorps für Mexiko“ gedient hatten, war der Ruf „ihres“ Vicomtes eine willkommene Abwechslung von ihrem tristen Alltag. Wie manch anderer „Mexikaner“ hatten auch sie nach ihrer Heimkehr nicht mehr wirklich im zivilen Leben Fuß fassen können und schlugen sich seither mit Gelegenheitsarbeiten und kleinen Gaunereien durch – die Gerichte waren ihnen nicht fremd.